

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Gedanken über Goethes Idee der Gerechtigkeit
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Carl J. Burckhardt

GEDANKEN ÜBER
GOETHES IDEE DER GERECHTIGKEIT

Wir freuen uns, unseren Lesern den Text der Rede darbieten zu dürfen, die Minister Carl J. Burckhardt am 29. November 1950 im Festsaal des Hamburger Rathauses gehalten hat, als ihm der Hansische Goethe-Preis durch die Universität Hamburg überreicht wurde.

Meine Damen und Herren! Ich bin nach Hamburg gekommen, um zu danken, um Ihnen auszusprechen, wie tief mich das Schreiben bewegt hat, durch welches mir am 29. Juli mitgeteilt wurde, daß Sie mein im Zeitabschnitt der zwei Weltkriege — wie mir scheint — in besinnungslos rascher Fahrt nun an den Rand der Sechzig gelangtes Leben, meinen Einsatz für dieses und jenes, meine paar zerstreuten Schriften für wert halten, in so hoher Weise ausgezeichnet zu werden.

Vor anderthalb Jahren, als die Stadt Frankfurt mir ihre Goethe-Medaille verliehen hat, war ich beruflich gebunden, und so konnte ich zu meiner großen Enttäuschung die Gabe nicht selbst in Empfang nehmen und auch meine tiefgefühlte Dankbarkeit nicht, wie ich es gewünscht hätte, mit gesprochenen, lebendigen Worten ausdrücken.

Heute bin ich glücklich, der an mich gerichteten Einladung Folge leisten zu können, und nun sind wir hier in Goethes Namen vereinigt. Diese große Voraussetzung läßt meine Gedanken weit zurückgehen über schwere Jahre hinweg, und Erinnerung erwacht.

Es war im Jahre 1920, daß ich zum ersten Male Weimar betreten habe. Ich fuhr damals im Wagen von Wien durch Böhmen über Prag und Dresden mit einem unvergeßlichen deutschen Freund, welcher ohne Furcht und Tadel vom ersten bis zum letzten Tage den Feldzug des ersten Weltkrieges mitgemacht hatte, immer in den schlimmsten Ecken, und kein Haar, war ihm gekrümmt worden; eine ritterliche Gestalt, geschaffen zum mutigen und heiteren Bestehen auch des harten Lebens; ein halbes Jahr nach dieser Fahrt erhielt ich die Nachricht von seinem Tode durch einen unsinnlos erscheinenden Unfall.

Als wir beide damals Weimar plötzlich mit Augen sahen, war es schon Abend geworden, ein schöner heller Sommerabend. Wir

hatten angehalten und hatten uns auf einem Hügel bei einer altertümlichen Windmühle ins Gras gesetzt; die Flügel der Mühle standen still, groß und dunkel vor dem leuchtenden westlichen Himmel, der bald verlöschen sollte; drunten lag die Stadt an der Ilm, eingebettet in ihr stilles Tal, aus dem schon die Schatten stiegen. Allmählich entzündeten sich da und dort die Lichter, aus den Gründen erhob sich ein leichter Nebel, aber unser Hügel lag noch im Licht.

«Könntest du sagen», frug mich mein Begleiter, «wann dir zum erstenmal bewußt wurde, was dort unten für uns geschehen ist?»

Ich mußte weit zurückkehren in der Erinnerung; und ich sah mich als Kind im ersten Schulbeginn. Ich hatte meinen Vater — auch an einem Sommerabend — lesend im Garten getroffen.

«Was liest du?», frug ich ihn.

Er schaute vom Buche auf: «Den Untergang der Helden von Troja, lese ich», sagte er. Er las Schillers Uebersetzung der Virgilschen Aeneis.

«Lies mir etwas!», bat ich. Und er las die Uebertragung jenes:

«Infandum, Regina, jubes renovare dolorem.

— O Königin, du weckst der alten Wunde

Unnennbar schmerzliches Gefühl. —»

Nein, ich konnte noch nicht verstehen, aber zum erstenmal ergriff mich in wunderbarer Weise und bis auf den Grund die Herrlichkeit unserer geliebten Sprache, denn ich trat gewissermaßen von ihrem Rande aus unserer alemannischen Mundart an sie heran. Ich konnte die durch solch einfachen Rhythmus erreichte Hoheit, den Klang, das Unaussprechliche, das über diesen zehn Worten waltet, nicht mehr wegnehmen aus den Tiefen des Bewußtseins, in welche es sich gesenkt hatte. Immer wieder wie eine große Grundstimmung bemächtigte es sich meiner, und einige Jahre später nahm ich mir ein Herz, erwähnte meine Erschütterung von damals und frug:

«Ist das der schönste Vers der deutschen Sprache?»

Mein Vater war überrascht. «Der schönste Vers? So etwas gibt es nicht, wenigstens in unserer Sprache nicht.» Und er berichtete, wie im Laufe des Lebens bald dieser, bald jener Vers unserer großen Dichtung wie helfende Genien ihm zur Seite gestanden hätten, und nachdenklich sagte er: «Durch die Musik werden sie auch aufgerufen.» Und er erzählte: «Als ich als junger Göttinger Student zum erstenmal nach Weimar kam und mit meinen Gedanken beschäftigt durch die Straßen ging, da klang aus einem offenen Fenster Musik, so hergeweht — einige Takte ... Ein Unbekannter ging vorüber, hielt mich am Arme fest und sagte: „Bleiben Sie

stehen, junger Mann', dann hob er den Finger und zeigte in die Richtung des Fensters: 'Franz Liszt spielt!' Ja, Franz Liszt spielte den langsamen Satz aus Beethovens Waldstein-Sonate; ich gehorchte und hörte aufs angespannteste zu. Jeden Ton hörte ich, als spräche jeder Finger des Meisters seine eigene Sprache — und ganz leise löste dieses Spiel, löste die Cantilene Beethovens aus meinem Gedächtnis die Strophen aus dem ersten Faust:

Wenn über schroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Wenn über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt . . .»

In einfacher, ungebrochener Weise noch vermochten es die jungen Menschen jener Generation, der mein Vater angehörte, vor dem unermesslichen Reichtum unserer eigensten Welt zu staunen, jenem Reichtum, den kein äußeres Geschehen, nur unsere innere Verwirrung und Krankheit, innerer Zerfall uns rauben kann.

Damals auf unserer Reise betraten wir Weimar bei Nacht, und wir gingen noch bis zum Gartenhaus über die stillen Wege des Parks.

«Im Krieg und auch jetzt, wo nun alles und in dieser Weise vorüber ist, hat er mir viel geholfen», sagte mein Freund. (Er meinte den einstigen Bewohner des Gartenhauses.) «Es ist etwas in ihm — ich vermag es mir noch nicht ganz aufzuschließen —, was alles sinnvoll macht und auf weite Sicht alles gerecht und sicher. Es ist keine Lehre, man kann es nicht da oder dort vorfinden, es ist auch kein Gesetz; es ist mehr als alles Gesetzliche; ich kann es nicht ausdrücken; es ist der Sinn, den er plötzlich erkennt, der ihm aus den Dingen und dem Geschehen entgegenleuchtet.»

So sprach damals ein junger Heimkehrer aus dem ersten Weltkrieg, ein Mann, der keine philosophischen Kenntnisse besaß und wenig bewandert war in den unendlichen Betrachtungen der immer wieder gestellten großen Grundprobleme, ein Mann, der schon bald nach jenen Weimarer Tagen Gegenwart und Zeit verlassen mußte, ohne die Wanderung im Irrgarten menschlicher Meinungen und Deutungen beginnen zu können; ein Mann, der seine Gedanken oder seine Empfindung nicht deutlich zum Ausdruck bringen konnte. Bei Goethe aber hatte er die helfende Kraft gespürt, die von diesem trotz aller scheinbaren Bildungspopularität so einsamen und äußerst geheimnisvollen Ingenium ausgeht. Er hatte auch gespürt, daß Goethe etwas sehr Seltenes vollbracht hatte unter den Großen seines Volkes, daß er sich der «*conditio humana*»

ohne metaphysischen Aufruhr und mit Dankbarkeit unterzogen hatte.

Goethe ist das künstlerische Ingenium, welches denkend sieht und seherisch denkt; er ist ein bezauberter, zaubernder Lauscher, ein in allen Formen der Erscheinungswelt helllichtig lesender, beständig formenschaffender Sänger und dabei ein mit kraftvollem Menschenverstand begabter, verstandesklarer, maßhaltender Weiser, der mit allem sinnlich Erkennbaren in heiterstem Austausch steht.

Ein frommes Staunen im Sinne der Griechen, eine antike «*pietas*» stellen ihn in das würdigste Verhältnis zu Menschen und Dingen; und aus der ernsten Achtung, mit welcher er allem Vortrefflichen begegnet, baut sich seine eigene Würde auf.

In den grandiosen Kreis zum europäischen Mythos gewordener Figuren, in den Kreis der Verkörperung menschlicher Grundtypen hat Goethe eine neue, ein ganzes Geschichtsalter vorausgreifende Figur hineingestellt; zu den Siegfried und Hagen, den Lear und Hamlet, zu Don Quichotte und Sancho, zu Don Juan sollte er den deutschen Doktor, den Dr. Faust gesellen; es folgen dann später noch manche andere aus anderer Schöpferhand, Rastignac und Julien Sorel, und lautlos trat auch der unheimliche Schatten Ivan Karamasows hinzu. Der überdimensionierte Goethesche Zauberer aber hat in Wesen und Wirken das ganze Zeitalter beschworen, in dem wir noch mitten drinnen stehen. Er ist mehr als ein gesteigerter Grundtypus, er ist die Zusammenfassung einer kollektiven Seele.

Mit dem Faust hat Goethe die Tragödie der Ungeduld geschrieben, des unersättlichen Wollens, der trügerischen Sättigung, die Tragödie des Widerwillens und des Ueberdrusses, des heischen- den, aufbegehrenden Willens, das Drama des Magiers und auch des Massenführers; und um ihn herum, in seiner Welt, beruft der Dichter das Wesen des allmächtigen Staates mit seinen Listen und Waffen, das Drama der Technik und ihrer gehäuften Horte und Schätze, das Drama auch der Leere, des Nichts, das am Ende all dieser Erscheinungen einsetzt; der Faust ist das Werk, an welchem Goethe lebenslang schuf.

Und er hat es zu Ende geführt, dieses Kompendium heischender Ungeduld; er, der Geduldige, maßvoll stetig Wirkende und Erkennende; er, der Mann, welcher seine eigenen Leidenschaften, seine eigenen Triebe immerzu in still wirkende Schöpferkraft umsetzte; er, in dem alles zu Weisheit wurde, zu Ausgleich, zu geistesmächtiger Vermittlung.

Ich erinnere mich an die schematischen Rezepte, welche uns auf

den Schulen einst zum Verständnis der durch ihre Dimension und ihre Ubiquität unfäßlichen Gestalt Goethes mitgegeben wurden. Als ein Lehrgedicht erschien sein Leben, in welchem Apollo über Dionysos siegt, als ein Epos in zwei Teilen, in welchen zuerst ein tollkühner Jüngling erscheint, der an die Welt sich verliert, der Tücken und Gefahren, mit denen die dunklen Mächte ihn umgeben, uneingedenk, frevelnden Sinnes fortstürzt, bilderstürmend, ja willentlich barbarisch; und dann plötzlich im zweiten Teil des Gedichtes: ein anderer, durch die Begegnung mit Italien ein verwandelter, klar durchleuchtet, maßvoll, mäßigend, ordnend.

Persönlichkeit aber läßt sich nie durch solche Antithesen, solch psychologischen Rollenwechsel erklären; Persönlichkeit heißt Einheit innerhalb der Spannung, Einheit im Widerspruch; in Goethe wirken lebenslang ungeheure, qualvolle Gegensätze; sie wirken in ihm, wie sie in der Natur wirken, in welcher jedes unterscheidbare Element, indem es sich andern entgegensetzt, schließlich frei und geheimnisvoll an der Einheit mitwirkt. Aber er beherrschte die eigenen Mächte und Gegenmächte wie einen Kosmos.

Goethe lebte in der Zeit einer der großen deutschen Revolutionen. Im sechzehnten Jahrhundert einst hatte die mächtige theologische Erhebung sich vollzogen; von der deutschen Mystik vorgebildet, veränderte sie die damalige Welt und zerstörte die Einheit des Mittelalters; im 19. Jahrhundert aber war der deutsche Aufstand ein philosophischer, folgenschwerer wirkend als die gleichzeitigen politischen Revolutionen der andern Nationen. Goethe war ein Zeitgenosse Hegels. Hegel hat die Welt verändert. Uebermächtige Gedankensysteme wuchsen zu Goethes Zeit in Deutschland nur so aus dem Boden, auf welchem der Dichter seinen irdischen Wandel zu vollziehen hatte. Er ist ihnen prüfend ausgewichen, denn er sieht, erkennt und denkt als ahnender Dichter, und sein Wille stellt sich dabei dar als eine verharrende Kraft. Niemals bleibt er vor einem Phänomen oder einer Erkenntnis stehen, er umkreist sie; er strömt nie mitreißend in einer einzigen Richtung, er umschließt und umbrandet. Die unendliche Vielheit der Welt, ihre Abstufung werden von ihm erkannt, gesucht und gewünscht. Vielfalt ist Leben für ihn — Gleichheit ist der Tod oder, wie er einmal sagt, ein Zustand, welcher dem Kriege, der ein Vortod sei, entspräche; und die Summe aller Vielfalt ist eine *lebendige* Einheit. In dieser Einheit vollzieht sich unablässige Wandlung. Jede Zäsur, jeder harte dramatische Abschluß wird überwunden in ihr. Wandlung, Transfiguration der Erscheinungen — Goethe folgt ihrem Vorgang, lebt im stillgewaltigen Wechsel vom Kern zur Frucht. Was bei ihm innerhalb seines staunenden

Betrachtens bisweilen als plötzlicher Willensakt erscheint, das ist das blitzhafte Erfassen, intellegere, das richtige Wahrnehmen, Merken und Erkennen. Seine Analyse ist niemals ein Auflösen, sondern immer das gleichzeitige Sehen sämtlicher Phasen eines Ablaufs, die Auswahl sodann der für das Ganze bezeichnenden Einzelheit, welche ihm das Stichwort, den Schlüssel für die Synthese meist im dichterischen Bilde schenkt.

Sie kennen die immer wieder aufflackernde Abneigung gewisser theoretischer Geister gegen Goethe; sie werfen ihm das Fehlen fester Standpunkte vor, sie nennen ihn einen Proteus, sie rügen seine zögernde Haltung angesichts dessen, was sie die Grundfragen nennen. Auf diese Vorwürfe kann nur er selbst antworten, und zwar nicht durch abschließende Aussprüche, sondern durch die Gesamtheit seines Werkes. Er erschließt sich nur jenem, der ihn bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt, der ihn nicht freigibt, ob er ihm als Sturm, als Feuer oder Wasser zu entgleiten versuche.

Goethe tritt aus der ungeheuren Verwirrung hervor, welche Reformation und humanistische Renaissance in ihrer Gegensätzlichkeit hinterließen. Alles eignet er sich an, alles verwertet er, und jeder glaubt deshalb, sich auch ihn aneignen zu können: Heiden und Christen, Esoteriker aller Art, alle haben es versucht, ihn als entscheidende Hilfskraft für ihre Kämpfe in Anspruch zu nehmen. Aber es ist keinem gelungen; denn er verfällt keiner Doktrin, weil er alle assimiliert. Er verfällt niemals an dies oder jenes. Wie arm und flach gesehen, wenn man sagt: der große Heide. Er war auch ein großer Christ. Alles Bedeutende, was in seiner Welt vorhanden war, hat er mit Größe aufgenommen, alles Wesentliche, was in den 3000 Jahren enthalten war, von welchen er sagt:

«Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkel unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.»

Aber er ist zu keinem relativierenden Synkretismus gelangt; in seiner Gesamtschau blieb alles rein, unvermischt und souverän an seinem Platze. Wohl denen, sind wir Heutigen versucht zu sagen, welche es wagen durften, in einer noch überblickbaren Welt sich in solcher Weise auszukennen; wie weit sind wir indessen gekommen? Weit über menschliches Maß, so viel weiter, als es uns frommt, sind wir hinausgefahren über die Säulen des Herkules; um zu wissen, haben wir Gräber erbrochen, tausendjährige Ruhe gestört. Bis in die innersten Fährnisse der Natur sind wir ein-

gedrungen. Zeit, Raum hat man uns relativ werden lassen, und was blieb von der alten Feste unserer Erde? Von der Materie? Kraft, Licht, Zahlen, Rhythmen.

Aber das ist Ausdruck der Angst, des Verzagens; und das Verzagen hat immer etwas Triviales an sich. All dasjenige, was seit seinem Tode an Erkenntnis herbeigebracht wurde, hätte Goethe nicht erschreckt, des bin ich gewiß; es hätte ihn befeuert, bestätigt auch, denn ohne es zu wissen, wußte er es schon; nichts Wirkliches, nichts Möglichen war in ihm nicht vorgebildet; alles enthielt sein ungeheuer gelassenes Gefühl für den wirkenden Lebenszusammenhang des Alls; alles enthielt sein seherisches Denken. Ja, sein seherisches Denken, das einzig befreien kann von dem unmenschlichen Denken in Kategorien der Kausalität und Wahrscheinlichkeit, das uns alle in Ketten legt, wie es in anderer Weise das magische Denken des Primitiven tat. In diesem Goetheschen Denken aber sind die Gegensätze sich streitender Philosophien aufgehoben, der Philosophien, die nur von sich selbst wissen, dem Leben und dem mitgeborenen Menschenverstande unzugänglich, in diesem Goetheschen Weltgefühl werden auch Geist und Materie eines aus dem andern verstanden.

Es ist aus der Zugehörigkeit zu diesem seherischen Denken zu verstehen, daß Goethe ein besonderes, ein völlig freies Verhältnis zu den beherrschenden politischen Leidenschaften seiner Zeit besaß, und daß die Zwangsvorstellung des damals durch die Schockwirkung napoleonischer Taten entstehenden Nationalismus ihn in keiner Weise ergriff, sondern ihm ermöglichte, zu sagen, daß er Freuden und Leiden anderer Völker wie diejenigen seines eigenen empfinde.

Die flüchtige Stunde schlägt ihn nie in ihren Bann; er will nie zeitgemäß oder neu sein, was als Angstphänomen und Geltungsbedürfnis mittlerer Köpfe eine bedenkliche Erscheinung der letzten 200 Jahre ist. Die Stunden gehen vorüber; sie stören Goethes eigenen Rhythmus nicht. Immerzu sucht er nach dem ordnenden Prinzip, strebt er nach Ordnung. Er fühlt selbst im leisesten Anschein der Erscheinung die Wirkung eines Gesetzes; und weil er dieses Gesetz in großen Augenblicken plötzlich erkennt, vertraut er einer Weltgerechtigkeit, einer Gerechtigkeit, nach der alle hungern und dürsten, und in deren Namen scheinbar in der Welt das größte Unrecht getan wird.

Mit den Griechen, mit Pythagoras, mit Thomas von Aquin, dem größten Christen platonischer Prägung, könnte er sagen:

δεὸς οὐδεὶς γεομείρει

Es gibt viele Heutige, die Goethe dieses hellenische Streben nach Harmonie als ein trügerisches nicht verzeihen, diesem Entdecker der Morphologie, diesem Bewunderer aller geruhsamen, organischen Wandlung seine scheinbare Ruhe und Ausgewogenheit zum Vorwurf machen.

Ausgewogenheit, Gelassenheit — womit erkaufte? Es gibt keinen Kampf, keinen Schmerz, der ihm nicht die Seele zerriß; keine Verzweiflung, die ihn nicht in einsamen, verschwiegenen, kummervollen Nächten befallen hätte. Sie verzeihen ihm nicht, seine Widersacher, daß er immer noch vor uns schreitet, daß man ihn nicht überholt, was man auch behauptete, daß ihm seiner eigenen Siege wegen die Kämpfe der andern oft verächtlich erscheinen. Es ist eine Regel, daß diejenigen, die sich an das Wesentliche halten, ihren Zeitgenossen oft als unzeitgemäß, als kalt, selbstsüchtig und begeisterungsunfähig erscheinen. Später, wenn die Generation vorüber ist, wird dann allerdings die Rangordnung eine andere: jene, die einst in allen Zwangsvorstellungen ihres Zeitalters aufgingen, gehören nun zu den Rhetoren, deren Rede verklungen ist; sie gehören zum Wesen- und Gehaltlosen; und als die wirklich Lebendigen der vergangenen Epoche erscheinen jene Außenseiter, deren Sinn auf das Dauernde gerichtet war, und die dem Verhängnis, diesem reißenden Strom aus Sucht und Wahn widerstanden, unter lauter Hingerissenen stehenblieben, sich nicht an den Lärm ihres Jahrhunderts verloren, sondern es nach großen, lauterer, einfachen und ewigen Gesetzen durchschauten und erkannten. Besser als irgendeiner hat Goethe die Gefahren gekannt, die sein eigenes Volk aus seinem Innern bedrohten; er kannte Engel und Dämonen, die Besessenen hat er gespürt, er hat ihre Herrschaft vorausgesagt — Sie alle kennen die Stelle:

«Es ist das Dämonische, das von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehäßte triumphiert... Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestieren kann, ja bei den Tieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen... Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken

wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihresgleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen; und aus solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden sein: *Nemo contra deum nisi deus ipse.*»

«Das Dämonische ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist; in meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen», sagt Goethe zu Eckermann.

Er spürt das Dämonische im Dunkel und Furchtbaren, aber auch im Sublimen, er sagt, daß er es in Mozart erkenne.

Als Eckermann jedoch den Dichter einmal fragt, ob nicht auch Mephistopheles dämonische Züge besitze, antwortet Goethe:

«Nein, der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft.»

Bei Goethe steht der Teufel als ein Intellektueller da, und deshalb ist er undramatisch, er gefällt sich im Genusse des Lösens; mit sophistischer Ratio spielt er listig mit Ironie und Trugschluß. Der Dämon aber schafft, er schafft Gutes und Böses und das eine durch das andere blindlings. Aber «der Mensch», so sagt der Dichter, «muß auch wieder gegen das Dämonische recht zu behalten suchen.»

Ja, die menschliche Natur muß fest werden; sie muß sich immer behaupten; sie muß ihr sicheres Fundament finden und darf es nicht verlassen. Sich behaupten aber heißt einen Akt des tiefern Willens vollbringen, und dies setzt ein ganz bestimmtes Maß von Freiheit dieses Willens voraus.

Die Geschichte des denkenden Eifers, mit welchem die Hoffnung nach den Beweisen der menschlichen Willensfreiheit strebte, die unablässigen und erleuchteten Geisteskämpfe, die um diesen Begriff der Willensfreiheit geführt werden, sie bilden einen der ergreifenden Aspekte der menschlichen Tragödie. Welch große Schatten bewegt das flackernde Licht hoffender Angst zur Zeit des Unterganges der antiken Welt; aus dem Kerker eines Boetius noch leuchtet es auf, dort geht die große Vision des platonischen Timaios um, es werden die Gedanken eines Origines, eines Jamblichos aufgerufen, und Ruhe und Gewißheit gehen aus von Augustinus.

In allen Krisenzeiten setzt die große Diskussion wieder ein; sie ist ein sicheres Zeichen der Weltangst.

Sie erinnern sich an die Schrift des kühlen, vorsichtigen, vernunftbedingten Erasmus «de libero arbitrio diatribe». Sie erschien im September des Jahres 1524. Martin Luther hat ihm damals geantwortet: «De servo arbitrio» ist diese Antwort betitelt; ingrimmig maßlos klingt sie. In keiner seiner Aeüßerungen ist er in der Annahme des Determinismus so weit gegangen. Von Gottes zwei Willen spricht er, von Gottes ewigem Haß gegen die Menschen seit Anbeginn, vom menschlichen Willen, der als Reittier zwischen Gott und Teufel stehe; und beide Kämpfer in abgewandelten Formen stehen sich heute so deutlich als je gegenüber.

Goethe aber sagt in diesem ruhigen Tenor, der ihm immer eignet: «Unser Leben ist wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen tun werden; diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweist man uns mit Recht auf das Quia!»

Das ist Goethisch, man muß nach keinen geistigen Filiationen suchen; unmittelbar in dieser Weise spürt seine mächtige Natur die Welt; und in dieser Welt hat es immer etwas Goethisches gegeben, so wie — um mit Augustin zu sprechen — es immer Christen gab, lange bevor Christus auf Erden wandelte. Für Goethe geht unsere Freiheit so weit, als unser Gedanke sich zu *erheben* vermag, eine Frage der Tragkraft der Fittiche — und die tragende Kraft ist die Liebe.

Faust hat die erste Feststellung, die erste These der Genesis herausgebrochen. Den Logos hat er durch die willentliche Tat ersetzt. Goethes Lebensführung, sein Dichten und Denken kommentieren beständig diesen ungeheuren Eingriff. Die kalte Tat an sich führt zum Nihilismus. Für Goethe ist eine Tat nur dann ersprießlich und begnadet, wenn sie der Liebe entstammt, wenn sie innerhalb jene «ordo amoris» bleibt, die das Mittelalter einst im Leuchten seines inneren Lichtes erkannte. Die höchste Erfüllung ist für Goethe die Erkenntnis des Göttlichen und seiner Allgerechtigkeit; die Voraussetzung aber, die menschliche Eigenschaft, die es ermöglicht, göttliche — diese fast immer unfäßbare — Gerechtigkeit auszuhalten und in ihr zu leben, ist der Mut, der moralische Mut, welcher einen fest macht vor dem Uebel, den Widerstand vor der Verführung ermöglicht und damit die souveräne Wahl des einzelnen.

Wie oft hat man, besonders in westlichen Ländern, dem Irrtum begegnen können, wonach Goethe die Persönlichkeit vergottet und

dadurch einen neuen Titanismus vorgeformt habe. Bis zum Ueberdruß hat man als Beleg für diese These die berühmten Strophen des Diwan zitiert:

«Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie gestehn's zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.»

Es sind dies die Worte, die Suleika zu ihrem Geliebten spricht. Jene, die sie in der erwähnten Tendenz zitieren, haben nicht weitergelesen, ihnen blieb Hatems Antwort unbekannt: der Geliebten sich identifizierend, löst er sich in ihr auf, und fortan ist es in ihr, daß er sich wiederfindet. Ja, er geht weiter; wenn sie ihr Herz an andere verschenkt, wird er nicht zögern, sich in jene andern zu verwandeln. Gegenseitige Immanenz in einer Sphäre, in welcher die Persönlichkeit auf dem Wege zur Vollendung nichts mehr ist und die Liebe alles.

Ordo amoris: «Jede Kreatur», sagt der Dichter, «ist nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß, sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe.»

Und noch: «So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt.»

Und endlich: «Keiner somit hat Ursache, sich selber gegen den Größten gering zu achten.»

So vermag jedes Wesen und jeder Augenblick für Goethe einen absoluten Wert zu gewinnen, beide sind Vertreter einer Ewigkeit. Dieser ungeheure Respekt, diese Scheu aus Liebe bilden das eigentliche Prinzip seines Gerechtigkeitsbegriffes.

«Denn das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist.»

In dem herrlichen, so grandios fragmentarischen Wurf, dem Stück «Die natürliche Tochter», steht die eine Stelle über das Recht, die mich seit den schwersten Augenblicken der verfloßenen Jahre nie losläßt. Sie enthält keine Verheißung, keinen greifbaren Trost, wohl aber einen ungreifbaren: die Erhebung in eine Region, in welcher es weder Trost noch Drohung, weder Pessimismus noch Optimismus gibt, wo alle diese mittleren Begriffe hinfällig werden; sie steht, diese Stelle, im zweiten Auftritt des vierten Aufzugs, und es ist der Gerichtsrat, der folgendes spricht:

«In abgeschloss'nen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende,
Was droben sich in ungemess'nen Räumen
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tötet, ohne Rat und Urteil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet — bleibt uns rätselhaft.»

Im selben Stücke aber sagt der Sekretär, der Widersacher, der immer vorhandene, bisweilen hinter Hüllen lauernde, bisweilen auf dem Kommandoturm durch Aetherwellen herrschende: «Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht.»

Aber Goethe selbst ist es, der ihm durch den Mund der Hofmeisterin im ersten Auftritt des zweiten Aufzugs mit dem menschlichsten, reifsten, in der Fülle des Lichts gereiften Wort antworten läßt:

«Und so verleugnet ihr das Göttlichste,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.»

Wie Tau aus versöhntem Firmament fällt dieses Wort in eine dürre Welt; hier über diesem Wink, diesem leichtesten aller Hinweise, liegt das Lösende, das Entspannende für eine Menschheit, die über der Gerechtigkeit verzweifeln möchte, da jedes menschliche Recht, auch das reinste, einen Rest zurückläßt, der nicht aufgeht.

Das, was für uns nicht richtbar ist, das wird nach anderem Maß, nach anderer Zahl vielleicht berechnet — bleibt uns rätselhaft. Nach anderer Zahl, nach einer höheren Mathematik, die auch die Weisheit unserer Weisen nicht zu erkennen vermag; er aber, dieser große, ehrwürdige Schutzgeist unseres durch die Sprache umfaßten geistigen Raumes hat sie erahnt. Auch diese seherischen Verse über das Recht, die wir soeben gehört haben, können wir im Strömen und Rauschen der deutschen Sprache erfassen. Für uns sind sie nicht dunkel, diese völlig unübersetzbaren Verse; in uns sind sie — um ein von Goethe geliebtes Wort zu gebrauchen — geheimnisvoll offenbar. Sie sind unser Eigentum, er hat sie uns mitgegeben auf unsern Weg als ein Arkanum, eben als ein Wunder der Erhebung, des weltenweiten Aufschwungs über das Furchtbare, über das Unfaßliche, das uns bedrängt.

Martin Luther hat in jener soeben erwähnten dunkeln, dem Erasmus entgegengeschleuderten Schrift «de servo arbitrio» — vom versklavten, gefesselten, ohnmächtigen Willen — sich auch

mit einem solchen plötzlichen Schwingenschlag emporgerissen, denn er sagt zum Abschluß:

«Ein Christenmensch aber wird durch den Glauben so hoch erhoben über alle Dinge, daß er derselben Herr wird, geistlich, ja, es muß ihm alles untertan sein und helfen zur Seligkeit. Die Freiheit des innerlichen Menschen und seine Herrschaft über alle Dinge besteht darin, daß ihm jedes Ding göttlich wird und er doch keines bedarf.»

«Darin, daß ihm jedes Ding göttlich wird» — es gibt viele Wege, um zum selben Ziel zu gelangen. Goethe hat das gleiche in seiner ausgewogenen Weise gesagt.

Als im Jahre 1932, am 30. April, bei Anlaß der Jahrhundertfeier von Goethes Tod der französische Dichter Paul Valéry in der Sorbonne die Goethe-Rede hielt, sagte er: «Einige Männer vermitteln uns die Vorstellung oder vielleicht die Illusion von dem, was diese Welt und vornehmlich Europa hätten werden können, wenn eine Durchdringung politischer Macht und geistiger Macht möglich gewesen wäre — oder wenigstens wenn diese Mächte weniger schattenhafte Beziehungen unterhalten hätten.»

Von diesen paar Männern erscheinen die einen mir im zwölften und dreizehnten Jahrhundert; andere haben den Aufschwung und den Glanz der Renaissance bewirkt; die letzten, welche noch im achtzehnten Jahrhundert geboren sind, verlöschen mit den letzten Hoffnungen, die eine bestimmte Zivilisation vor allem auf den Mythos der Schönheit und auf jenen der Erkenntnis gegründet hatte — auf die beiden Errungenschaften der alten Griechen.

Goethe ist einer von ihnen. Und ich muß sogleich bekennen, daß ich nach ihm keinen andern mehr erblicke. Nach ihm verkümmern die Umstände, welche der einzigartigen universellen Größe des Menschen günstig waren.

Auch das hatte Goethe selbst gewußt, und auch das hat er ausgesprochen; Sie alle hören den Ausklang der erstaunlichen und strengen Briefstelle an Zelter über das neunzehnte Jahrhundert:

«Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden mit vielleicht noch wenigen die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.»

Alle Kulturen sind sterblich, und jede, wenn sie verschwindet, nimmt etwas von ihrem Geheimnis mit sich fort.

Falls unsere europäische Geistesgeschichte, unsere geistige Leistung einmal in viel späteren Epochen von Nachgeborenen sollte betrachtet und beurteilt werden — heute so, morgen anders — im Wandel jener weit vor uns liegenden Zeiten, so dürfen wir hoffen, daß diese Betrachtung unsere gemeinsame Leistung zu ihrem

Gegenstände nehmen wird und nicht unsere Fehden. So haben wir es mit den Griechen gehalten; ihr schöpferisches Wirken haben wir von wechselnden Gesichtspunkten aus bestaunt und zu erkennen gesucht; als dunkle Folie nur erschienen uns ihre Bruderkämpfe, die sie entkräfteten und schließlich verschwinden ließen.

Bei dieser möglichen, in der Zukunft liegenden Betrachtung werden manche unserer Nachfahren vielleicht den Preis jener Gefühlsgewalt zuerkennen, von welcher heute noch unsere Kathedralen zeugen, andere vielleicht die Kühnheit bewundern unserer unentwegt vordringenden Forschung, welche mit Hilfe jener ungeheuren Methode der Mathematik unsere scheinbare Herrschaft über die Natur errang. Manche werden verweilen vor den Werken der Dichtung, der Kunst, der Musik, andere vielleicht werden nur anerkennen, daß wir schließlich den Mut aufbrachten, voraussetzungslos einfach zu existieren, und noch andere — wer weiß —, daß wir bereit waren, entscheidende Teile unseres Erbes hinzugeben für das Ziel sozialer Gerechtigkeit.

Was liegt an diesen Urteilen? Wirklich nahekommen wird unserm eigentlichen Geheimnis nur jener, welcher sich an die Kraftlinien anzuschließen vermag, die wie in einem Sternbild zwischen jenen großen Individuen wirken, die der französische Dichter meint, und von denen einer der größten der Sohn der Stadt Frankfurt ist, der in unserer Sprache zu uns redet.

Heute ist es, als seien wir aus dem ungeheuren Getöse der letzten zehn Jahre für eine kurze Weile zur Besinnung in die Stille gelangt, in eine düstere Stille voll von Drohung und Not. Welch eine unermeßliche Summe menschlichen Leidens, menschlicher Willensleistung und welch scheinbare Verhältnislosigkeit, in welcher zu all dem Erduldeten und Geleisteten die Ergebnisse stehen, welche die Generation überall eingetauscht hat! Aber in diesem Augenblick der Stille dürfen wir aufhorchen und dürfen jene Stimme hören, die während des Tumultes geschwiegen hatte und die uns sagt — daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt, und daß auch nach anderem Maß, nach anderer Zahl als den uns vertrauten, den uns sichtbaren Maßen und Zahlen gemessen wird. Der auch zu uns spricht:

«Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht.»

Indem wir wieder aufhorchen, lassen wir heilende Kräfte auf uns wirken in vertrauten Worten, in dichterischen Worten und somit in jenen, welche durch alle Not hindurch immer die Fähigkeit zur Auferstehung besitzen.